

Typen von Skandalpolitikern

Bude, Heinz

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bude, H. (1989). Typen von Skandalpolitikern. In R. Ebbighausen, & S. Neckel (Hrsg.), *Anatomie des politischen Skandals* (S. 396-414). Frankfurt am Main: Suhrkamp. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-53885>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Heinz Bude

Typen von Skandalpolitikern

Politische Skandale bieten Anlässe zum Ausdruck kollektiver Affekte. Das Publikum empört oder entrüstet sich, es äußert Abscheu oder Häme. Der Grund für diese Erregung ist die Erfahrung einer Entzauberung. Skandale entzaubern die soziale Magie der politischen Repräsentation (vgl. Bourdieu in diesem Band). Es wird offenbar, daß der Politiker nicht für andere, für seine Wähler oder für sein Klientel, sondern allein für sich handelt. Er folgt wie jeder andere auch allein seinen eigenen Interessen. Merkwürdig nur ist die Wut, mit der das Publikum auf diese Einsicht reagiert. Den Erben der liberalen Klassik müßte doch klar sein, daß ein Individuum nur deshalb eine bestimmte soziale Position erstrebt, um die damit verbundenen Chancen der Macht, des Einkommens und der Eitelkeit für sich zu nutzen. Die durch den Skandal hervorgerufene Aufregung läßt freilich auf einen Widerstand gegen diese Einsicht schließen. Man will nur ungern wahrhaben, daß im politischen Leben nichts Sonderbares und Geheimnisvolles geschieht. Man sträubt sich dagegen, die politischen Repräsentanten als politische Unternehmer anzusehen, die in den öffentlichen Ämtern bloß ihren Vorteil suchen. Dies verdeutlicht das Schicksal von Skandalpolitikern.

Die Verwicklung in einen Skandal kann sich auf die Karriere eines Politikers offenbar in ganz unterschiedlicher Weise auswirken: Es gibt den Typ, dem die publik gewordenen skandalösen Machenschaften nichts anhaben, der in gewisser Weise sogar mit den diversen Affären um seine Person in den Augen des Publikums wächst (Beispiel: Franz Josef Strauß); dann den Typ, der immer wieder durch wohlgesetzte skandalöse Äußerungen auffällt, die das Publikum fraktionieren, und dadurch seine Aufgabe als Demagoge einer Partei erfüllt (Beispiel: Heiner Geißler); und schließlich den Typ, der in der Folge eines Skandals fällt und vom Publikum moralisch degradiert und aus dem Kreis angesehener Politiker exkommuniziert wird (Beispiel: Uwe Barschel). Welchen Typ des Skandalpolitikers einer darstellt, hängt natürlich mit seinen individuellen Dispositionen zusammen. Aber das ist es nicht allein: den spezifischen individuellen Dispositionen müssen auch

spezifische kollektive Identifikationsbereitschaften entsprechen. Nur so ist es zu erklären, daß die auf seine Person bezogene skandalöse Erregung ganz unterschiedliche Folgen für das Image eines Politikers hat. Mit dem Skandalpolitiker Strauß verbindet das Publikum andere latente Identifikationen als mit Geißler und wieder andere mit Barschel. Und bemerkenswert ist, daß diese latenten personalen Identifikationen oft die Grenzen der manifesten politischen Identifikationen überschreiten. Alle drei Typen, so unsere Ausgangsüberlegung, befriedigen bestimmte Wünsche und Bedürfnisse des Publikums. Welcher Art diese sind, soll im folgenden erkundet werden.

I.

Franz Josef Strauß repräsentierte den Typ des ideologisch zentrierten Skandalpolitikers. Überzeugt von seiner »geschichtlichen Aufgabe« tat er das, was er für notwendig hielt. Und dazu gehörte die Förderung von Sympathisanten durch Ämterpatronage und öffentliche Aufträge, die Umgehung von Gesetzen und die verdeckte Beeinflussung öffentlicher Entscheidungen. Dies machte ihn, wie man weiß, zur Hauptperson in einer Kette politischer Skandale: zum Beispiel in der »Onkel-Aloys-Affäre«, in der »Fi-bag-Affäre«, in der »Starfighter-Affäre« und als ein gewisser nicht wieder erreichter Höhepunkt in der »Spiegel-Affäre«. Aber gemessen an den Dimensionen seines politischen Anspruchs müssen diese Skandale als unbedeutende und flüchtige Vorgänge erscheinen. Was zählt angesichts der Mission, die geschichtliche Rolle Europas nach seinem Abstieg seit 1914 im globalen Kräftespiel zu erneuern (dazu Strauß 1980), die gesetzwidrige Veranlassung der Festnahme des Spiegel-Redakteurs Conrad Ahlers durch die spanische Polizei über den Militärattaché in Madrid? Dazu kommt, daß Strauß offenbar glaubte, diese christlich-abendländische Mission könne allein durch ihn erfüllt werden. Und er hatte sich ein Milieu geschaffen, das ihm dieses Selbstbild nach Bedarf bestätigte. Der achtzigjährige Herbert Wehner, von Strauß stets als ein Gegner anerkannt, hat ihn so charakterisiert: »Strauß hatte seine persönliche Bewertung so, daß er im Grunde genommen der einzige ist, der Führung in Anspruch nehmen kann.« (Terjung 1986, S. 55)

Strauß war ein sozialer Aufsteiger, der den Erdgeruch seiner Herkunft nicht verloren hatte. Er entstammte einer Metzgerfamilie mit mittelfränkischem und altbayerischem Hintergrund. Im Elternhaus und im humanistischen Gymnasium in München wurde er im Sinne eines kämpferischen Katholizismus erzogen: antilutherisch, antisozialistisch, aber auch antinationalsozialistisch (Mintzel 1982). Es ist dies das Milieu des vom Abstieg bedrohten Kleinbürgertums der Handwerker und kleinen Kaufleute. Auf alle Symptome eines Bruchs mit dem Althergebrachten reagieren sie besonders allergisch. Ihre repressiven Neigungen sind als Versuch zu deuten, ihre Lebensform gegen einen bedrohlichen Modernismus zu verteidigen. Ihre Ressentiments richten sich gegen die Anmaßungen einer postkonventionellen Moral, gegen wirtschaftlichen Leichtsinn und gegen pädagogische und sexuelle Laxheit (dazu Bourdieu 1987, S. 541 ff.). Hier gedeiht ein rigoroser Voluntarismus, der die diskutierende Auflösung von bindenden Gemeinschaften und haltendem Sinn stoppen will. Der schwitzende Franz Josef Strauß im Sonthofener Bierzelt appellierte symbolisch an dieses Milieu seiner Herkunft.

Es gehört zu den hervorstechenden Bestandteilen seiner öffentlichen Biographie, daß er die Initiation in die bürgerliche Kultur mit Auszeichnung bestanden hat: Strauß verließ das humanistische Gymnasium 1935 mit dem besten Abitur von ganz Bayern. Im Krieg war er Artillerist: nach seinem Fronteinsatz als Heeresflakoffizier wurde Strauß 1943 Lehroffizier an der Flakschule IV bei Schongau (Oberbayern). Erstaunlicherweise fand er während des Krieges Zeit, sein Studium für das Lehramt an höheren Schulen in den Fächern klassische Philologie und Geschichte abzuschließen. Schon im Juni 1945 wurde der Dreißigjährige aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen und im selben Jahr von den Amerikanern zum stellvertretenden Landrat in Schongau bestellt. Damit begann seine politische Karriere: 1945 gründete er mit anderen den Kreisverband der CSU in Schongau und gehörte schon 1946 dem Landesvorstand an. Von 1948 bis 1952 fungierte er als Generalsekretär der CSU. Und von 1961 bis zu seinem Tode war er deren Vorsitzender.

Der junge Nachwuchspolitiker hatte mit seinen liberalkonservativen Ansichten durchaus Schwierigkeiten, sich gegen die tonangebenden bayrisch-patriotischen Kräfte seiner Partei durchzusetzen. Zweimal, 1952 und 1955, mußte sich Strauß bei der

Bewerbung um das Amt des Parteivorsitzenden geschlagen geben. Erst Anfang der sechziger Jahre gelang es ihm, sein Projekt eines vermittelnden Populismus in der CSU mehrheitsfähig zu machen: vermittelnd zwischen agrarischer Grundstruktur und industriellem Ausbau, zwischen ständischem Wertbewußtsein und nivellierender Mittelklassenorientierung und schließlich zwischen einer nur defensiven und provinziellen »Bollwerk-Bayern-Politik« und einer die »deutsche und europäische Aufgabe Bayerns« betonenden Globalpolitik. Dieses populistische Projekt lebt von einer doppelten Abgrenzung: auf der einen Seite gegenüber der organisierten und sich organisierenden Arbeiterklasse und auf der anderen Seite gegenüber der diskutierenden Klasse der Bourgeoisie. Der Funktionär und der Intellektuelle sind die entsprechenden rhetorischen Bezugsgrößen. Aus dem so strukturierten Feld tritt Strauß als Figur hervor, die Eigeninitiative und Entscheidungskraft verkörpert.

Bestimmender freilich für sein Image beim Publikum war ein Merkmal seines politischen Stils: Strauß liebte die überraschende Wendung. Man erinnere sich an seine von der Öffentlichkeit als sensationell empfundene Reise nach China im Januar 1975, wo er sogar von Mao Tse-tung und Chou En-lai empfangen wurde, oder an die überraschende Wende in seiner Politik gegenüber der DDR im Sommer 1983 oder zuletzt, im Mai 1986, an seinen Flug nach Tirana, um ein LKW- und Omnibus-Geschäft mit den Albanern unter Dach und Fach zu bringen. Das Spektakuläre dieser Aktionen besteht darin, daß Strauß seine eigene ideologische Erwartbarkeit durchkreuzte und dabei Irritationen in seiner Anhängerschaft in Kauf nahm. Trotzdem ging er nachher nicht emphatisch auf sein Publikum ein, werbend um Verständnis für seine Wenden, sondern demonstrierte staatsmännischen Weitblick und verlangte Gefolgschaft.

Aber das war es auch, was das Publikum an ihm bewunderte: die Darstellung des Impulses zur Geschichtsmächtigkeit. Strauß führte eingreifendes Tun vor und vermittelte das Gefühl der Existenz eines Entscheidungszentrums. Dabei konnte ihm das Mißverstandenwerden nichts anhaben. Das Intrigieren, Antichambrieren, Retuschieren war seine Sache nicht. Er riskierte vielmehr den Skandal, der als Zeichen seiner Wirksamkeit erschien. In seinem Verhalten war es gerade das Undisziplinierte, Undiplomatische und Unberechenbare, worauf man wartete. Der ideologisch

zentrierte Skandalpolitiker Strauß erfüllte beim Publikum das Bedürfnis nach Identifikation mit einem »destruktiven Charakter« (Walter Benjamin 1961). Er brachte frische Luft und freien Raum in den politischen Betrieb. Er unterbrach immer wieder die Normalität der Vorgänge. Der Gegentyp zum »destruktiven Charakter« ist der »Etui-Mensch«. Der »Etui-Mensch« sucht seine Bequemlichkeit und liebt seine Durchschnittlichkeit. Auf seiner Seite steht die »*force tranquille*«, die alles und jedes ins innere Gleichgewicht zwingt (dazu die Phänomenologie des »Amtsinhabers« bei Kirsch/Mackscheidt 1985, S. 84 ff.). Seine Gemütsruhe ist freilich nur die andere Seite seiner Ahnungslosigkeit. Er hat keine Ahnung von den Leidenschaften, die die Menschen bewegen, und ihm fehlt der Mut, sich ihnen zu überlassen. Dagegen tauchen in Strauß' »*chronique scandaleuse*« die archaischen Themen des Skandals auf: sowohl Macht und Geld als auch Sex. Strauß erschien als potenter Mann in jeder Hinsicht. Dabei war es nicht nur Häme, mit der das Publikum auf die Nachricht aus dem Jahre 1971 reagierte, daß Strauß beim nächtlichen Gang vor dem Plaza-Hotel in New York von zwei schwarzen Mädchen die Brieftasche entwendet wurde. Es schwang auch eine gewisse Sympathie mit: nämlich die Sympathie mit einer Strebung des Selbst, die sich der Kontrolle durch eine Rollen-Identität entzieht.

Wenn es nicht noch Heinrich Lummer und Otto Graf Lambsdorff gäbe, könnte man meinen, die Zeit der ideologisch zentrierten Skandalpolitiker wäre vorbei. Es scheint, als werde die politische Bühne mehr und mehr von juristisch bewanderten und psychologisch adretten Laufbahnpolitikern bevölkert, die zu einem wirklichen Skandal gar nicht mehr fähig sind.

II.

Einen ganz anderen Typ des Skandalpolitikers stellte Uwe Barschel dar. Dieser übersteht die Enthüllung seines Vergehens nicht. Er verliert sein Image, muß sein Amt aufgeben und seine politische Karriere beenden. Es macht einen entscheidenden Unterschied für die politische Überlebensfähigkeit, ob ein Politiker die eigene Bedeutung mehr in Kategorien von Ruhm und Ehre oder mehr in Kategorien von Berühmtheit und Erfolg mißt. Der eine schaut in erster Linie auf angesehene Kommentatoren, die das

Wirken eines Politikers in den Kontext der Geschichte stellen, der andere registriert vor allem die Reaktionen des Publikums. Für den von »*publicity*« abhängigen Politiker ist deshalb die gefällige Erscheinung wichtiger als eine bemerkenswerte Entscheidung. Solche Politiker werden in der Regel Gefangene eines bestimmten Images, das ständiger Verstärkung bedarf und schon bei kleinen Abweichungen ins Wanken gerät. Dies macht eine dauernde Selbstbeobachtung notwendig, die begleitet ist von der Angst, die Gunst des Publikums zu verlieren. Man kann diesen Typ den narzißtisch bedürftigen Skandalpolitiker nennen.

Uwe Barschel, geboren im Mai 1944, war ein Nachkriegskind. Er gehörte zu einer Generation, die Rolf Dieter Brinkmann (1979, S. 356 ff.) »Gerümpel-Generation« genannt hat. Vermutlich hastig gezeugt bei einem Fronturlaub des Vaters, wachsen die um 1940 Geborenen im »Gerümpel« auf: Lebensmittelkarten über 1500 Kalorien pro Person und Tag, beengtes Leben in kalten Räumen, Rücksichtnahme auf die Vermieter und die Mitbewohner, Spielen zwischen Trümmern und in Schützengräben und die Wahrnehmung von blauen Narben am Körper eines Spielkameraden. Barschels Vater fiel im letzten Kriegsjahr. Die Mutter floh 1945 mit ihren drei Kindern von Glienicke bei Berlin, wo Barschel geboren ist, nach Börnsen im Kreis Herzogtum Lauenburg, wo seine Großeltern lebten. Obwohl die Mutter sich als Näherin durchschlagen mußte, ermöglichte sie allen drei Kindern ein Studium. Offenbar versuchte die starke Mutter den fehlenden Vater zu ersetzen. Man weiß nicht, mit welcher emotionalen Stimmung dies geschah: ob die Mutter darin auch ein Gefühl eigener Stärke erlebte oder ob sie für ihre Kinder hoffte, daß diese als Erweiterung ihrer selbst einmal eine hervorragende Stellung einnehmen könnten. Auch weiß man nicht, welche Rolle die Großeltern gespielt haben. Sicher ist nur, daß aus dieser beschädigten Nachkriegsfamilie eine glänzende Figur hervorging. Dabei war, wenn man den mittlerweile anschwellenden biographischen Nachforschungen über Barschel glauben darf (z. B. Pötzl 1988; Wessels 1988; Schnibben/Skierka 1988), dieser nur ein mittelmäßig begabter Schüler und Student. Er fiel mehr durch seinen Eifer als durch seine Klugheit, mehr durch sein Durchsetzungsvermögen als durch seine Überzeugungskraft auf. Im Alter von 16 Jahren trat er der Jungen Union bei, und schon im Alter von 25 Jahren, im Jahr 1969, stieg er zum stellvertretenden CDU-Landesvorsitzenden

auf. Mit 38 Jahren wurde er als Nachfolger von Stoltenberg zum Ministerpräsidenten des Landes Schleswig-Holstein gewählt.

Der in den sechziger Jahren aufkommende Protest gegen die »verfettete« Gesellschaft der Bundesrepublik, der vornehmlich von Angehörigen seiner Generation getragen wurde, prallte an Barschel anscheinend ab. Er hielt sich eher an die Älteren, als daß er gegen sie aufbegehrte: erst an Helmut Lemke (von 1963 bis 1971 Ministerpräsident) und dann, rechtzeitig die Zeichen der Zeit erkennend, an Gerhard Stoltenberg. Sie dienten als Mentoren seines Aufstiegs.

Barschel erschien in den Medien lange Zeit als Leitfigur eines überaus erfolgreichen jungen Politikers, der seinen Ämtern voll gewachsen ist. Er sorgte in seinem Amt als Fraktionsvorsitzender dafür, daß auch nach der Landtagswahl von 1975, als der Stimmentvorsprung der CDU auf ein Mandat zusammenschrumpfte, die Landesregierung keine Abstimmungsniederlage hinnehmen mußte. Als Ministerpräsident griff er einerseits geschickt aktuelle Themen auf (zum Beispiel das Umweltthema mit dem Projekt Naturpark Wattenmeer), warnte aber andererseits vor dem Ausstieg aus der Kernenergie und präsentierte sich derart als modernisierungsbereiter Konservativer. Dabei verkörperte er den eigentlich prinzipienlosen Asketismus der aufsteigenden Fraktion der Mittelklasse: Disziplin vor allem gegenüber sich selbst, um alles für den Aufstieg notwendige aus sich herauszuholen. Dem entspricht auch eine gewisse Kulturbeflissenheit, die in dem gemeinsam mit dem Pianisten Justus Frantz initiierten »Schleswig-Holstein Musik Festival« zum Ausdruck kommt.

Die diversen »home-stories«, die über die Familie des Ministerpräsidenten erschienen sind, verbreiten ein Bild ziemlich vollkommener häuslicher Harmonie. Barschel hatte 1973 die Fremdsprachenkorrespondentin Freya von Bismarck geheiratet, eine entfernte Verwandte des berühmten Kanzlers aus einer verarmten Seitenlinie. Dies kann man gewiß als günstigen Erwerb kultureller Güter betrachten. Die Barschels haben vier Kinder und bewohnen eine weiße Gründerzeit-Villa am Rande der lauenburgischen Kleinstadt Mölln mit Waldgrundstück und Shetland Ponies für die Kinder. Der Hausherr ließ dazu notieren, sein Hobby sei seine Familie und er liebe die Natur. Eigentümlich nur war sein Hang zu leblosen Lebewesen: Seit seiner Jugend sammelte Barschel Präparate heimischer Tiere. Seine Ehefrau, so ist einem Gratulationsar-

tikel in *Bild* zu entnehmen, hatte ihm zu seinem dreiundvierzigsten Geburtstag am 13. Mai 1987 zwei ausgestopfte Vögel, einen Sperber und einen Dompfaff, geschenkt.

Im persönlichen Umgang scheint Uwe Barschel mißtrauisch gewesen zu sein. Freunde oder Vertraute hatte er »ganz bewußt« nicht viele. Ein innerer Zirkel, wie ihn beispielsweise Helmut Schmidt um sich versammelt hatte, fehlte dem Ministerpräsidenten. Er hielt das für eine norddeutsche Eigenart. Uwe Barschel hatte offenbar wenig Bagabung zu persönlicher Vertrautheit und zwischenmenschlicher Verpflichtung. Ähnliches tritt in der Art seines Kontakts zum Wählervolk zutage. Es mangelt ihm sowohl am Pathos der Distanz als auch am Instinkt zur populistischen Nähe. Seine Auftritte, was man an der Aufzeichnung einer Talk-Show mit ihm studieren kann, haben etwas Angestregtes und Bemühtes. Seine Stärken lagen wohl eher auf einem anderen Gebiet: In biographischen Darstellungen (etwa Pötzl 1988, S. 142) wird immer wieder seine berechnende Intelligenz herausgestellt. Er hatte früh gelernt, Machtverhältnisse zu durchschauen und für sich zu nutzen. Barschels soziale Physiognomie erinnert in manchem an das Bild eines neuen Typs des leitenden Angestellten, das Michael Maccoby (1978) gezeichnet hat: Dieser leitende Angestellte ist ein Virtuose der Empathie. Er kann aus einem Minimum an Hinweisen schließen, wer in den Zentren der Macht sitzt, und ist bemüht, bei diesen Leuten aufzufallen. Er arbeitet mit dem größten Eifer darauf hin, bei ihnen etwas zu gelten, und nutzt jede Gelegenheit, von ihnen zu lernen. Macht ist für ihn im Grunde eine Frage des Eindrucks, den man auf andere macht.

Die Skandalphase seines Abstiegs wurde eröffnet mit der Veröffentlichung des ersten Artikels im *Spiegel* mit dem Titel »Watergate in Kiel. Barschels schmutzige Tricks«. Daran schloß sich die bekannte skandalöse Eskalationsspirale von Rede und Gegenrede zwischen dem Skandalierer und dem Skandalisierten an. In den Reaktionen auf die sukzessive Veröffentlichung der Vergehen verlor Barschel völlig seine sonst so sicher gehandhabte berechnende Intelligenz. Dem Publikum erschien der intelligente, fleißige und erfolgreiche junge Mann von einst mehr und mehr als niederträchtige, mit schäbigen Mitteln arbeitende Figur. Je mehr er sich bemühte, sein Image aufrechtzuerhalten (»Ehrenwort«), um so mehr verlor er sein Gesicht. Zum Schluß schien er sogar für seine eigene Partei nicht mehr tragbar. Kein Freund, kein Mentor, kein

erfahrener Kollege eröffnete ihm einen Ausweg. In Übereinstimmung mit dem Publikum ließ man ihn fallen.

Man sollte seine Normalität bewundern. Nicht das Außergewöhnliche und Überraschende, sondern die Ordentlichkeit und Stetigkeit seines Aufstieges. Dafür suchte Uwe Barschel den Glanz in den Augen des Publikums. Dabei mußte er einen ständigen Kampf gegen den Eindruck der eigenen Blässe führen. Barschels politische Karriere beruhte auf einer kalkulierten Inszenierung des eigenen Ich, aber nicht aus souveräner Distanz, sondern in Form einer angstvollen Rollenübernahme. Die ständige Selbstüberwachung bringt eine immer auswegloser werdende Selbstbefangenheit in einem bestimmten Image mit sich. Politiker dieses Typs erfüllen ein bestimmtes Identifikationsbedürfnis beim Publikum: den Wunsch nach einer stellvertretenden narzißtischen Komplettierung. Es gibt einen untergründigen Komplott zwischen diesem Politiker und seinem Publikum: sie bestätigen ihm das grandiose Selbst, das er ihnen vorführen soll. Die Fraktion der aufstrebenden Mittelklasse konnte sich in Barschel selbst erkennen. Er bewies, daß reine Strebsamkeit zum Erfolg führt. Mehr noch: er stand dafür, daß die für den Aufstieg notwendige Gefügigkeit gegenüber wichtigen anderen und die Rücksichtslosigkeit gegenüber sich selbst auch eine glanzvolle Existenz hervorbringen kann. Im Fall von Barschel kommt noch ein historischer Aspekt hinzu: das erstrebte und erarbeitete Wunder eines Aufstiegs aus Ruinen. Das Nachkriegskind hatte es geschafft, vaterlos und mittellos seinen Weg nach oben zu gehen. All dies offenbarte jetzt seine schmutzige Seite. Von daher ist zu verstehen, warum sein Fall so unausweichlich war und so gnadenlos verlief. Uwe Barschel traf die Rache des Publikums, das sich seiner Illuminationen beraubt sah.

Der als Mord inszenierte Selbstmord zeigt ein letztes Mal, wie abhängig Barschel von seinem Publikum war (zum folgenden Henseler 1974). Leben ist für das narzißtisch bedürftige Selbst gleichbedeutend mit Geliebtwerden. Wenn die anderen sich zurückziehen und nicht mehr zu halten sind, sieht es sich von allen schützenden Mächten verlassen. Um der narzißtischen Katastrophe des totalen Verlassen- und Ausgeliefertseins zuvorzukommen, kann es passieren, daß das Selbst sich selbst vernichtet. Es ist nicht ein Ich, das sich tötet, sondern, wie Freud (1923, S. 288) formulierte, ein Ich, das sich sterben läßt. Das Selbst verbindet

damit die Vorstellung, in dem dann erreichten Zustand letztlich Sieger über die anderen zu bleiben.

III.

Ein dritter Typ ist der taktisch versierte Skandalpolitiker. Diesen Typ stellt Heiner Geißler dar. Skandale werden nicht nur, wie beim Typ des ideologisch zentrierten Skandalpolitikers, als notwendige Begleiterscheinung in Kauf genommen, sie werden vielmehr ganz bewußt inszeniert, um einen rhetorischen Gewinn zu erzielen. Der taktisch versierte Skandalpolitiker agiert weniger aus einem ideologischen Zentrum heraus, sondern auf Grundlage seines rhetorischen Instinkts. Er hat ein Gespür dafür, welche Aktionen in einer bestimmten Konstellation des politischen Feldes nötig und möglich sind, um die eigene Partei oder Gruppierung an der Macht zu halten oder an die Macht zu bringen. Der Skandal wird in der Regel durch eine skandalöse Äußerung entfacht, womit notwendigerweise eine Skandalisierung der eigenen Person verbunden ist (Hitzler 1987, S. 27). Der Skandaltaktiker will das Publikum scheiden: die gegnerische Gruppierung ist über ihn empört, und die eigene Gruppierung applaudiert ihm. Aber eigentlich zielt der Skandaltaktiker auf die zuschauende Öffentlichkeit: für sie werden Fronten markiert, wodurch der Eindruck einer politischen Entscheidungssituation erweckt wird. Die Rhetorik der Frontenbildung freilich ist durch die anfängliche skandalöse Äußerung bestimmt. Und das ist der rhetorische Effekt, den der Skandaltaktiker hervorrufen will: er will das rhetorische System beeinflussen, nach dem das politische Feld geordnet wird.

Diese Skandaltaktik kann man sich am Beispiel von Geißlers Äußerung über die »Mietenlüge« der SPD vor Augen führen. Den Kontext bildet die Hamburger Wahl vom Dezember 1982, bei der die SPD überraschend die absolute Mehrheit gewann. Auf einer Regionalkonferenz seiner Partei in Ludwigsburg behauptete Geißler Anfang Januar 1983, die SPD habe in der Hamburger Wahl dem »Rentenbetrug von 1976« und dem »Finanzbetrug von 1980« jetzt eine »Mietenlüge« hinzugefügt. Er zitierte dann Brecht mit den Worten »Wer die Wahrheit nicht weiß, ist ein Dummkopf. Wer die Wahrheit weiß und sie Lüge nennt, ist ein Verbrecher«. Er zog schließlich die Folgerung, von dieser Politik müßten sich die

»anständigen Deutschen distanzieren«. Der sachliche Kern von Geißlers Attacke liegt in der Behauptung, die Hamburger SPD habe im Wahlkampf die vom Senat beschlossenen Erhöhungen der Sozialmieten gezielt mit der Mietrechtsreform der neuen christlich-liberalen Bundesregierung in Verbindung gebracht.

Die Wirkung dieser Äußerung in den Medien war erwartungsgemäß: die Sozialdemokraten empörten sich, und die Christdemokraten applaudierten. Der sozialdemokratische Innenminister Schnoor aus Nordrhein-Westfalen fühlte sich »in fataler Weise an die Zeit vor 50 Jahren erinnert, als vor der NS-Machtergreifung jedes Mittel Recht war, den politischen Gegner bis aufs Messer zu bekämpfen«; und Franz Josef Strauß, sich sonst mit Geißler wegen dessen Eintreten für Albrecht bei der Wahl des Kanzlerkandidaten der Union im Jahre 1979 in einer Art Dauerfehde befindend, freute sich, daß dieser »jetzt einmal mit voller Musik in die Saiten gegriffen« habe. Die Mittel sind geschickt gewählt: mit den Worten eines Literaten der Linken wird die politische Linke moralisch degradiert. Das reizte die Empörung auf dieser Seite und den Applaus auf der anderen Seite natürlich nur noch mehr. Aber die eigentliche Wirkung der Äußerung liegt woanders: Die pointierte Verwendung des Begriffs der Lüge, von Geißler übrigens gegenüber der Sozialdemokratie vorher schon öfter praktiziert, spricht untergründig das alte Muster des politischen Fatalismus an, demzufolge in der Politik doch nur alles Lüge ist, gleichviel, wie die Parteien heißen, ob SPD oder CDU. Der rhetorische Effekt, der auf diese Weise erzielt wird, besteht in der Entmoralisierung der Politik. Was letztlich zählt, so ist zu folgern, ist die Macht und nicht die Moral. Und damit wird das Feld für die politische Rechte bereitet: Denn die Moral ist das »Kapital« der politischen Linken. Wenn es nur um Macht geht, dann ist die politische Rechte allemal überlegen.

Heiner Geißler ist Jahrgang 1930. Von der Generationslage her gesehen steht er zwischen Franz Josef Strauß und Uwe Barschel. Er gehört zur Generation der »Fünfundvierziger« (Joachim Kaiser), die den Schnitt von 1945 in der Zeit ihrer Jugend erlebten. Das System, in dem sie groß geworden waren, brach zusammen, und sie mußten sich zurechtfinden zwischen den Trümmern eines äußerlich und innerlich ruinierten Landes, das, wie Erich Kästner dichtete, nicht frei, sondern bloß befreit war. Dieses psychosoziale Vakuum bildet den Hintergrund für das Lebensgefühl und die Lebensorientierungen dieser Generation (dazu Bude 1987).

Geißler wollte ursprünglich Priester werden. Er studierte zunächst Philosophie an der Hochschule der Jesuiten in München. Nachdem er dort sein Examen abgelegt hatte, wandte er sich noch dem Jurastudium zu, das er mit den Staatsprüfungen abschloß. Während dieses Studiums war er Mitglied der Studentenvertretung und Vorsitzender des RCDS, den er in Tübingen mitbegründete. 1960 promovierte er mit einer Arbeit über das Recht der Kriegsdienstverweigerung. Hier deutet sich eine Lebensthematik an: nämlich wie das Verhältnis zwischen dem nach ganz anderer Orientierung suchenden Individuum und den Regeln des staatlichen Betriebs zu bestimmen ist.

Geißlers Herkunftsmilieu ist das exekutive Kleinbürgertum südwestdeutscher Prägung. Sein Vater war Landmesser und Leiter des Katasteramtes in Rottweil. Wegen seines Engagements für die katholische Zentrumspartei wurde er in der faschistischen Periode mehrfach zwangsversetzt. Dies spricht für eine ideologisch fundierte soziale Identität, woraus Ablehnungsmöglichkeiten gegenüber dem momentanen politischen Regime erwachsen. Die für einen Beamten notwendige Gefügigkeit hat demnach durchaus ihre Grenzen. Denn der existentielle Halt, der das Handeln des Menschen letztlich bestimmt, kommt woanders her. Hier kann man den Boden für die Überzeugung Geißlers vermuten, daß man nicht »feige und bequem« sein dürfe, wenn es »um den rechten Weg in der Politik dieses Landes« gehe (so in dem Fernsehportrait »Streitet für die CDU...« von Walter Sucher, zitiert nach dem *Tagesspiegel* vom 28. Sept. 1985).

Seit 1977 ist Geißler Generalsekretär der CDU. In diesem Amt tut er sich vor allem als ideologischer Antreiber seiner Partei hervor, wobei er auch innerparteilichen Spannungen nicht aus dem Weg geht. Er zeigt die Notwendigkeit der Anstrengung, aber auch die Gewißheit des Erfolgs. Seine soziale Bezugsgruppe ist die in regionalen und/oder ideologischen Milieus verankerte, aber gleichwohl weltoffene und modernisierungsbereite Fraktion der Mittelklasse mit stabilen oder aufsteigenden Positionen. Die Metapher für das entsprechende Lebensmodell ist das Bergsteigen. Darüber sagt Geißler in einem Beitrag für die *Welt* vom 28. Dezember 1985: »Das Gefühl des Glücks ist die Antwort auf eine bestandene Herausforderung und das Ergebnis von Selbstüberwindung.« Und er zitiert den Bergsteiger Reinhard Karl, der im Himalaya abgestürzt ist: »Ich bin bei meinem Weg über die Berge

viel weiter gekommen, als wenn ich den flachen Pfaden gefolgt wäre.«

Das Publikum kennt zwei Gesichter von Geißler. Das eine ist das Gesicht des Demagogen seiner Partei, der von einem politischen Gegner, in einem vermutlich genau kalkulierten Ausbruch, als »der schlimmste Hetzer seit Göbbels in diesem Land« (Willy Brandt) bezeichnet wurde; das andere ist das verschmitzte, fast jungenhafte Gesicht eines Mannes, mit dem man einen angenehmen Abend verbringen könnte. Sein Image erlaubt die Vorstellung einer Sphärentrennung: auf der einen Seite der Berufspolitiker und auf der anderen Seite der private Mensch.

Die Identifikationen des Publikums gelten dem »geschickten Handwerker der Macht« (Sibylle Krause-Burger). Auch auf der Seite des politischen Gegners bewundert man insgeheim die Raffinesse seiner Überlebensstrategie: Er greift an, exponiert sich, wird angefeindet, aber ihm geschieht nichts. Das ist darauf zurückzuführen, daß er die Skandalisierung seiner Person begrenzt: Er attackiert, kommt aber auch entgegen; er gibt sich prinzipientreu, aber auch anpassungsfähig; er ist ganz Politiker, kann aber auch privater Mensch sein. Es ist das von ambivalenten Impulsen bedrängte Ich, das mit dieser Figur ein identifikatorisches Bündnis eingeht. Der taktisch versierte Skandalpolitiker Geißler beweist, daß man böse und gut zugleich sein kann.

IV.

Im Publikum scheint es ein Bedürfnis nach der Darstellung von Skandalösem in der Politik zu geben. Die verschiedenen Typen von Skandalpolitikern sind im Grunde Typen von Politikern. Wie das zu verstehen ist, kann man sich vielleicht an dem Gegentyp klar machen: dem Typ des skandalunfähigen Politikers. Ein Exemplar dieses Typs ist Hans-Jochen Vogel.

Es handelt sich um einen Typ von Politikern, deren moralische Integrität und sittliche Korrektheit ohne Unterlaß betont werden. Sie erscheinen klar und verläßlich, jedenfalls nicht undurchsichtig und mysteriös. In der Regel wird ihre Intelligenz und ihre Arbeitsintensität gerühmt, selten ihre Leidenschaft und ihr Kampfeswille. Sie fordern weniger Parteinahme als Toleranz, sie bieten weniger Vision als Verbindlichkeit.

Der politische Stil von Vogel ist gekennzeichnet durch ein Pathos der Pflicht und eine Magik der Akkuratessse. Man kann darin den Stil des politischen Advokaten erkennen. Den politischen Advokaten muß man vom politischen Demagogen unterscheiden: seine Fähigkeit ist die wirkungsvolle Vertretung der Interessen seiner Klienten und nicht die Gestaltung ihrer Leidenschaften. Sein Auftreten ist von Ausdrucksdisziplin bestimmt, und sein Verhalten ist auf Mäßigung bedacht. Dabei praktiziert er eine weitgehende Selbstverleugnung, um sich ganz in den Dienst der Sache seiner Klienten zu stellen. »Das heißt, nichts von anderen verlangen, was wir nicht selbst zu tun bereit sind. Und uns nicht mit dem Ganzen gleichsetzen. Sondern unserer dienenden Rolle bewußt bleiben« (so Vogel in seiner Abschlußrede auf dem Münsteraner Parteitag der SPD vom September 1988).

Der 1926 geborene Vogel gehört wie Geißler zur Generation der »Fünfundvierziger«. Nach dem Abitur 1943 leistete er bis 1945 Kriegsdienst. Nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft war der Zwanzigjährige vorübergehend als Transportarbeiter tätig, bevor er das Studium der Rechtswissenschaften aufnehmen konnte. Das Thema seiner Dissertation im Jahre 1950 ist gewiß als Reflex dieser Erfahrungen einer Jugend zu verstehen: »Strafrechtliche Probleme des Widerstands gegen die Staatsgewalt«.

Vogels Vater war erst Privatdozent an der Universität München und dann Professor für Tierzucht und Milchwirtschaft an der Universität Gießen. Diese Daten sprechen für einen ausdauernden Bildungsaufsteiger, dessen Mühen schließlich belohnt wurden. Diese Linie setzt der Sohn fort. Der öffentlichen Biographie zufolge ist Vogel nicht nur was seine Examen betrifft ein typischer »Einser-Kandidat«. Mit 34 Jahren wurde er 1960 mit 67% der Stimmen zum Oberbürgermeister von München gewählt und 1966 mit 78% der Stimmen in seinem Amt bestätigt. In den reichen Jahren des Wiederaufstiegs der Bundesrepublik gewann er als großstädtischer Kommunalpolitiker Profil und Popularität. Er verkörperte den Optimismus städtischer Erneuerung nach Faschismus und Krieg und jenseits von Stand und Klasse. Den Höhepunkt seiner Amtszeit bildete die von ihm mit Eifer betriebene Wahl Münchens zum Ort der Olympischen Spiele 1972. Im Jahre 1971 verzichtete er wegen Auseinandersetzungen mit dem linken Flügel seiner Partei demonstrativ auf eine erneute Kandidatur für das Oberbürgermeisteramt. Dies bedeutete einen Ein-

schnitt in seiner Karriere, der stille und langsame Reorganisationen seiner politischen Haltung nach sich zog. Zwar berief ihn Willy Brandt 1972 zum Leiter des neu geschaffenen Ministeriums für Raumordnung, Städtebau und Bundesbauwesen, aber an den Glanz seiner Münchener Tätigkeit konnte er in Bonn zunächst nicht anknüpfen. Mit den Jahren wandelte sich Vogel von einem entschiedenen Vertreter des rechten Flügels seiner Partei zu einem bemühten Mittler zwischen den Flügeln. Im Kabinett von Helmut Schmidt, in dem er 1974 das Justizressort übernahm, galt er wegen seiner Kompetenz und seiner Kooperativität als tragende Figur.

Vogel stellte sich der Partei mehrfach als Kandidat mit ungünstigen Aussichten zur Verfügung: einmal als Spitzenkandidat für die bayerischen Landtagswahlen (1974), dann dem gestürzten Stobbe nachfolgend als Kandidat für das Amt des Regierenden Bürgermeisters in Berlin (1981) und schließlich als Kanzlerkandidat seiner Partei (1983). Aber nach allen drei Niederlagen stärkte er seine Position in der Partei. Durch die Art und Weise seiner Pflichterfüllung erntete er Achtung und Respekt. Die Partei übernahm in der Opposition seine »strenge und unerbittliche Erkenntnis«, »daß Politik nicht mit Wortwolken, sondern nur mit solider handwerklicher Arbeit betrieben werden kann« (*Die Zeit* vom 27. März 1987). 1983 wurde Vogel zum Vorsitzenden der SPD-Bundestagsfraktion und 1987 erstmals zum Parteivorsitzenden gewählt.

Man hat Achtung und Respekt vor ihm, vielleicht bewundert man ihn sogar, aber man hätte nie das Gefühl einer ganz persönlichen Sympathie. Politiker wie Hans-Jochen Vogel haben eine bestimmte Wirkung auf das Publikum: sie verbreiten in gewisser Weise Angst. Mit einer Figur ohne Fehl und Tadel mag man sich nicht gerne identifizieren. Dieses Ich-Ideal ist zu eng und hochgestochen, ihm mangelt die Breite. Dem skandalunfähigen Politiker fehlt der Ausdruck von Leidenschaft. Das Ungebändigte und Regellose hat in dieser Ethik des Selbst keinen Platz. Daher rührt die charismatische Blässe dieses Politikertypus.

Daraus ergibt sich eine Erklärung für die Wirkung von Skandalpolitikern: sie besteht gerade in der Darstellung von Leidenschaft. Darauf reagiert das Publikum mit seinen Identifikationen, die politische Bindungen mit sich bringen. Die verschiedenen Typen von Skandalpolitikern zeigen, daß Politik nicht nur etwas mit der Vertretung von Interessen, sondern auch mit der Verkörperung von Leidenschaft zu tun hat. Und offenbar durchbricht im politischen

Leben der Kampf der Identifikationen immer wieder den Streit der Ideologien.

V.

Der Gegentyp des skandalunfähigen Politikers bringt einen eigentümlichen Zusammenhang in den Blick: den Zusammenhang von skandalösem und charismatischem Handeln. Das Publikum, so unsere Schlußüberlegung, sucht im Skandalpolitiker den charismatischen Führer. Max Weber (1972, S. 140) hat Charisma als Qualität einer Persönlichkeit definiert, weshalb ihr spezifisch außeralltägliche, nicht jedem zugängliche Kräfte und Eigenschaften zuerkannt werden und woraus ihre Anerkennung als Führergestalt resultiert. Die Art dieser Anerkennung äußert sich in Gefühlen einer ganz persönlichen Hingabe. Diese eigentümliche emotionale Vergemeinschaftung des Publikums, die weder traditional überkommen noch rational begründet ist, schafft die charismatische Figur durch den Ausdruck eines konkreten Gestaltungswillens, der etwas Neues und Fremdes in die Welt bringt. Es ist dieser Bruch mit dem Herkömmlichen und Garantierten, der das Publikum innerlich in Bewegung bringt. In Webers Worten: Charisma »erzwingt die innere Unterwerfung unter das noch nie Dagewesene, absolut Einzigartige« (1972, S. 837). Darin ist ein allgemeiner historischer Mechanismus zu sehen: das Wechselspiel von Alltag und Charisma, das der geschichtlichen Entwicklung zugrunde liegt.

Charismatisches Handeln bildet so gesehen das Zentrum des politischen Handelns. Ein charismatischer politischer Akt eröffnet Zukunft. Der Möglichkeitsraum des Wirklichen wird vergrößert, indem ein höchst unwahrscheinlicher Fall sozialer Ordnung als herstellbar erscheint. Insofern ist die charismatische Herrschaft, wie Weber bemerkt hat, »spezifisch irrational im Sinn der Regelfremdheit« (1972, S. 141), denn sie stellt den Versuch dar, neue Regeln zu etablieren.

Hier zeigt sich eine Parallele von charismatischem und skandalösem Handeln: Die Routine wird dadurch unterbrochen, daß etwas Außeralltägliches geschieht, und zwar inszeniert von einer Persönlichkeit, die sich der bestehenden normativen Ordnung schroff entgensetzt.

Charismatisches Handeln funktioniert freilich nur dann, wenn ein bestimmtes Verhältnis zwischen den Qualitäten der charismatischen Person und den Bedingungen der sozialen Situation besteht, in der sie auftritt. Ein privater Exzentriker ist noch kein öffentlicher Charismatiker. Charismatisches Handeln bedarf der Klugheit. Klugheit bedeutet die Fähigkeit, günstige Gelegenheiten zu benutzen und günstige Gelegenheiten zu erzeugen. Charismatisches Handeln entspringt zwar immer einem historischen Augenblick, aber in diesem Augenblick verdichtet sich ein langfristig angelegter Vorgang. Alle haben es geahnt, aber keiner hat gewagt, es öffentlich auszusprechen. Die charismatische Handlung enthält eine »stellvertretende Deutung« (Ulrich Oevermann), die die Dinge für das Publikum plötzlich auf den Punkt bringt. Es werden dadurch Prozesse in Gang gesetzt, die zwar untergründig schon angelegt waren, die aber niemand für möglich gehalten hat.

Um dies erreichen zu können, muß sich der Charismatiker aus den Fängen der gegebenen Ordnung lösen. Er beweist den Mut zur Exposition seiner eigenen Person. Er sorgt sich nicht um die herrschende Meinung und nicht um den nächsten Tag. Gemessen an den Regeln des Bestehenden ist sein Auftreten und Verhalten skandalös. Aber gerade diese merkwürdige Unverantwortlichkeit vermittelt dem Publikum das Gefühl einer anderen Präsenz. Das ist die charismatische Jetztzeit. Es ist wahr, die Dinge können sich ändern, und zwar nicht von außen durch Veränderung der Lebensumstände, sondern von innen durch Umstülpung der Gesinnung – so lautet die Botschaft charismatischer Führungsgestalten.

Aber vielleicht sind ja die Zeiten der Geschichte vorbei. Der soziale Wandel vollzieht sich womöglich nicht mehr aufgrund der Dialektik von Alltag und Charisma, sondern aufgrund von minimalen Variationen des Alltags. Politik, so könnte man mit Luhmann sagen, besteht im endlosen Weitermachen mit selbsterzeugten Operationen. Allerdings scheint diese Vorstellung für das Publikum schwer erträglich. Man braucht die Illusion wirklicher Politik und wirklicher Politiker, die den Mut haben, ihre Hand in die Speichen des Rades der Geschichte zu legen (Weber 1971, S. 545). Und diese Illusionen erzeugen die Skandalpolitiker. Sie vermitteln dem Publikum das Gefühl, daß man sich in der Politik mit diabolischen Mächten einlassen muß, die leidenschaftliche Hingabe fordern. Wer einen Nervenstrang der Geschichte in sei-

nen Händen halten will, für den besteht immer die Gefahr der Verführbarkeit durch Macht, Geld und Sex. Der skandalöse Held erscheint als Reduktionsform des charismatischen Helden.

Aber vielleicht befinden wir uns nur in einer historischen Wartezeit. Wir beschäftigen uns mit dem skandalösen Handeln und warten auf das charismatische Handeln.

Literatur

- Benjamin, Walter 1961: *Der destruktive Charakter*, in: ders., *Illuminationen*, Frankfurt/M., S. 310–312
- Bourdieu, Pierre 1987: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre: *Delegation und politischer Fetischismus* (in diesem Band)
- Brinkmann, Rolf Dieter 1979: *Rom, Blicke*, Reinbek bei Hamburg
- Bude, Heinz 1987: *Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation*, Frankfurt/M.
- Freud, Sigmund 1940: *Das Ich und das Es*, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 13, London, S. 235–289
- Henseler, Heinz 1974: *Narzißtische Krisen. Zur Psychodynamik des Selbstmords*, Reinbek bei Hamburg
- Hitzler, Ronald 1987: *Skandal: Karrierebremse oder Karrierevehikel? Inszenierungsprobleme Bonner Parlamentarier*, in: *Sozialwissenschaftliche Informationen* 16, S. 22–27
- Kirsch, Guy/Mackscheidt, Klaus 1985: *Staatsmann, Demagoge, Amtsinhaber. Eine psychologische Ergänzung der ökonomischen Theorie der Politik*, Göttingen
- Maccoby, Michael 1976: *Gewinner um jeden Preis. Der neue Führungstyp in den Großunternehmen der Zukunftstechnologie*, Reinbek bei Hamburg
- Mintzel, Alf 1982: *Franz Josef Strauß*, in: Bernecker, Walther L./Dotterweich, Volker (Hg.), *Persönlichkeit und Politik in der Bundesrepublik Deutschland*, Bd. 2, Göttingen, S. 196–208
- Pötzl, Norbert F. 1988: *Der Fall Barschel. Anatomie einer deutschen Karriere*, Reinbek bei Hamburg
- Schnibben, Cordt/Schirka, Volker 1988: *Macht und Machenschaften. Die Wahrheitsfindung in der Barschel-Affäre*, Hamburg
- Strauß, Franz Josef 1980: *Gebote der Freiheit*, München

- Weber, Max 1971: *Politik als Beruf*, in ders.: *Gesammelte Politische Schriften*, 3. Auflage, Tübingen, S. 503–560
- Weber, Max 1972: *Wirtschaft und Gesellschaft*, 5. Auflage, Tübingen
- Terjung, Knut (Hg.) 1986: *Der Onkel. Herbert Wehner in Gesprächen und Interviews*, Hamburg
- Wessels, Herbert 1988: *Ein politischer Fall. Uwe Barschel – Die Hintergründe der Affäre*, Weinheim